

Abschlusslesung

„Kreativ schreiben!“

Weltuntergang
auf dem
Schreibwarenfriedhof

Im Lyrik Kabinett, Amalienstraße 83

31.07.25, 20 Uhr

Kreativ schreiben!

Sommersemester 2025

Titel: Weltuntergang auf dem Schreibwarenfriedhof

Inhalt

Vor.Wort.....	3
The Silver Line.....	5
Zu Spät.....	7
Echo	8
U-Bahn Dialog.....	13
Eine bunte Sushi-Rolle.....	15
Eisen, Stahl und Glas	18
Kornblumenblau.....	20
Abschied am Gleis 5	25
Bitte verbittert!	27
Der Märchenkönig.....	31
Pfefferminzschnaps	34
The Scarlet Skeleton	35
Scarred and Singed	36
40%.....	37
A God of Dance and Passion.....	40
Ein Tag	42
Frühschicht	46
Die goldenen, traubenroten Täler.....	47
Omas Garten	49
Ein Interview.....	51
Ein ungewöhnlicher Bericht	52
A Stroll Through the Park	53
Vernissage	54

Vor.Wort

Meine hochverehrten Leseratten am Eingangstor zum Weltuntergang auf dem Schreibwarenfriedhof!

Die Texte, die Sie in der Folge lesen können, wurden am letzten Juli-Tag im Lyrikkabinett zur fünfzehnten Abschlusslesung des Kurses „Kreativ schreiben!“ des Schreibzentrums der Ludwig-Maximilians-Universität München verlesen. Zum nun sechsten Mal lasen wir im Lyrik Kabinett; aus dem Gastieren wurde ein Kooperieren und dafür danken wir der Institution herzlich. Wir freuen uns, die Tradition der stetig wechselnden Bühnen und der zwischenzeitlich auch ewig gleichen Bildschirme hinter uns gelassen zu haben und nun erneut an diesem wunderbaren und einzigartigen Ort für Lyrik lesen zu dürfen!

Der Kurs, der mit dieser Broschüre dokumentiert wird, ist ein ganz besonderer Kurs. Schließlich ist das Schreibzentrum der LMU in erster Linie dem akademischen Schreiben verpflichtet und unterstützt Studierende und Promovierende mit Einzelberatungen, Workshops, einer Webseite mit hilfreichen Dokumenten, Videos und vielem mehr bei ihren universitären Schreibaufgaben, ihren Hausarbeiten und Abschlussarbeiten. Außerdem bildet das Schreibzentrum Studierende und Promovierende zu Schreib-Peer-Tutor*innen aus und unterstützt Lehrende bei der Integration von Schreibprozessen in die Lehre. Für das Schreibzentrum LMU ist der Kurs „Kreativ schreiben!“, den ich vor mittlerweile sieben Jahren als entwerfen durfte, die Ausnahme, die diese Regel bestätigt. Mein Name ist Daniel Graziadei, ich bin Privatdozent für Romanische und Allgemeine Literaturwissenschaft, vertrete derzeit die Professur für Lateinamerikanische Literaturen in Freiburg im Breisgau und verbringe meine übrige Zeit als literarischer Übersetzer, Autor und Performancepoet. Als ehemaliger Leiter des Schreibzentrums und dessen ehrenamtliches wissenschaftliches Mitglied erlaubt es mir der Kurs „Kreativ schreiben!“ auf die kreativen Bedürfnisse und literarischen Bestrebungen einer kleinen, ausgewählten Gruppe an Studierenden einzugehen. Dabei habe ich das Format zwar erdacht und darf darin weiterhin Sitzungen zu Gedichten und Bildgedichten sowie zum Schreiben fürs Hören anbieten, aber Herz des Kurses ist mittlerweile eindeutig Tabea Hawkins. Ohne Tabeas unermüdliches Organisationstalent und engagiertem Einsatz bei Sitzungen zum Werkzeugkasten für Schreibende, zur Figurenentwicklung, zum Geschichten bauen und zur Lesungsvorbereitung wäre all dies nicht möglich. Außerdem wäre ein Format, das ein Panorama der Gattungen und Techniken bieten will, undenkbar ohne die weiteren Dozent*innen, die teils extern eingeladen werden und teils aus dem Team des

Schreibzentrums stammen. Bester Dank geht hinaus an Tatijana Milovic, die den Teilnehmenden den Einsatz von „Schreiben um den Geist freizumachen“ näherbrachte, an Suzanne Petzoldt, die mit „Music and Mood“ zur Aufmerksamkeit auf die auditiven und rhythmischen Komponenten der Literatur geführt hat, an Ronja Habeck, die zu Poetry Slams und zum Weltenbauen anregte, an Alessia Cortina, die zum Verfassen von kreativen Essays einlud, sowie an Thomas Lang, der eine wertvolle Quelle für Fragen zum Autorentdasein, aber vor allem zum Autorentdasein in München war.

Die Teilnehmenden haben sich für diesen Kurs beworben: mit einer Kürzestgeschichte und einem kurzen Einblick in bisherige Schreiberfahrungen sowie in ihre Motivation, ein Semester lang jeden Freitag von 10-14 Uhr dabei zu sein. In einer dreiköpfigen Auswahlkommission haben wir die Konstellation der 12-köpfigen Teilnehmenden-Gruppe aus den Einsendungen erstellt. Die meisten der Teilnehmenden und ihr Schreiben dürfen Sie heute kennenlernen. Für die Abschlusslesung – und dementsprechend auch für diese Broschüre – haben sie den Titel „Weltuntergang auf dem Schreibwarenfriedhof“ gewählt und werben somit mit dem Skandalon und Eros des Endes von allem, mit nichts Geringerem als dem Weltuntergang. Dabei erzeugt allerdings die Verortung dieses Weltuntergangs auf dem Schreibwarenfriedhof eine ganze Reihe von Fragen, die die Dimensionen dieses Endes betreffen. Wohnen wir heute hier dem Ende dieses Ortes bei? Oder sind wir heute gemeinsam hier, um dem Weltuntergang an diesem Ort beizuwohnen? Was könnte überhaupt damit gemeint sein, mit einem Schreibwarenfriedhof? Ist das der Ort, an dem die leere Druckerpatrone in stoischer Ruhe zusammen mit dem aufgeregten Fehldruck, dem bröseligen Radiergummi und dem kaputtgeschriebenen Füller auf den Zerfall wartet? Oder verweist der Schreibwarenfriedhof auf das Hier der Lesung in einer Bibliothek, auf diesen Ort der Bücher und den Welten in diesen Büchern, allesamt Produkte eines erhöhten Verschleißes an Schreibwaren? Ja erwarten uns gar der Weltuntergang und der Schreibwarenfriedhof in den Texten, die Sie nun lesen werden?

Finden wir es heraus! Freuen Sie sich auf Texte von Lieselotte Armbruster, Chloe Balint, Antonia Draxler, Sophie-Marie Ehgartner, Lea Kreuzer, Priska Marx, Lisa Mayerthaler, Sophia Niehl, Arin Schmidt, Qiran Wang und Luzia Weber!

Einen guten Weltuntergang auf dem Schreibwarenfriedhof wünscht Ihnen

Ihr Daniel Graziadei

The Silver Line

Come, my children, and listen here
To a tale that's as old as time
About a train as pretty as can be
On the rails of the silver line

You can find it if you listen close
In the space between your walls
It will teach you words you've never heard
And answer to your calls

The conductor smiles, his eyes alight
As he hums a little song
The door does open and he waves at you
As to tell you to come along

„Take my hand and this ticket, my dear,
And hop on to this little train
You could walk of course but don't you see,
these clouds look a lot like rain“

Before you know your world's been changed
As you sit inside a cart
The cushion's soft, the air is warm
Childish joy does fill your heart

You watch and sigh as the trees go by
And the night coats the world in dark
No stars no moon to shine a light
On the journey you're about to embark

Round and round and round it goes
As the world gets lost with time
Oh how much fun life would be
Forever on the silver line

„Ticket please“ the conductor croons
As he unfolds his skinny hands
You laugh at first but he does not
Until you show what he demands

He plucks it from your fingers and smiles,
“Have a pleasant stay”
He crooks his head, his arms, his legs
As he gently walks away

Round and round and round it goes
As your world gets lost with time
Oh how much fun life would be
At home on the silver line

Then you think, *it's a bit too calm*
you miss the chatter around
But strolling through the carts you'll see
No passenger to be found

How strange you think, *I want to leave*
But you are not alone
His voice does crack and pour out the train
"You'll never get back home

Round and round and round it goes
until your world is mine
Oh how much fun your life will be
Forever, on the silver line"

You plead and scream: "Just let me go!"
But all he does is smile
"Oh my child, there is no use for this
no one has thought of you in a while

Not even you remember your name
And this train does never halt
It just goes round and round forevermore
and it does so without a fault"

"I know my name!" you'll scream at him
But you know it is a lie
"In the devil's name, what is this place?"
Is the last thing you can cry

"The devil, love, is a child to me
I am since travel has been thought
The line's the snake that eats itself
And it seems like you've been caught"

As he speaks your blood grows cold
Steel replaces skin
The train does gain another cart
And a weeping soul within

Round and round and round it goes
While you are lost to time
Locomotion smiles and hums his song
Alone on the silver line

Zu Spät

Sie kam nie zu spät. Sie hatte noch einkaufen müssen, also hatte sie das Frühstück heute ausfallen lassen, was sie für gewöhnlich zu vermeiden suchte, und hatte sich beeilt.

Sie war nicht zu spät gekommen, es war noch niemand da.

Gut.

Schließlich kam sie nie zu spät.

Nach 10 Minuten war sie immer noch nicht zu spät.

Gut.

Die anderen waren auch noch nicht zu spät.

Nach weiteren 10 Minuten war sie auch nicht zu spät, sie konnte nicht zu spät sein, schließlich war sie es zuvor ja auch nicht gewesen.

Nur waren die anderen jetzt zu spät.

Sie saß für 10 Minuten und entschied sich nicht auf die Uhr zu sehen. Wer nicht zu spät gekommen war konnte nicht zu spät gekommen sein werden.

10 Minuten.

Als Jemand, der nicht zu spät war, wurde sie zum Zentrum und zum Anker des *zu Spät*.

Das *zu Spät* der anderen begann sich von hinten an sie heranzuschleichen und legte seine schweren Hände auf ihre Schultern.

Nach 10 Minuten hatte es seine Arme um sie geschlungen und atmete sie ein.

In 10 Minuten hatte sich das *zu Spät* voll um sie gelegt und nach weiteren 10 Minuten füllte es den ganzen Raum, bis sonst nichts mehr zu fühlen war.

Und als Jemand, der nie zu spät war, wurde sie *zu Spät*.

Echo

Matilda starrte die beiden Gesichter im Spiegel an - das eine, das ihren Blick mit aufgerissenen Augen erwiderte und das andere, das ins Leere sah. Viermal genau das gleiche Gesicht. Als würde der Spiegel sich in sich selbst spiegeln, ihre Ähnlichkeit doppelt verdoppeln.

Als wäre sie nur Ninas Echo.

Matilda starrte die Spiegelgesichter an, damit sie ihr nicht direkt in die Augen sehen musste. Damit ihr Kopf damit beschäftigt war, darüber nachzudenken, ob ihre Nase wirklich genauso geschwungen war wie Ninas. Das war sie nämlich nicht, richtig? Matilda war mehr als ein Echo. Es gab einen Unterschied zwischen ihnen, natürlich gab es den. Die Falten um Ninas Augen, zum Beispiel. Oder dieser weiche Zug um ihren Mund, den Matilda nicht hatte. Und Ninas Haare, die zwar jetzt von weißen Strähnen durchzogen waren, aber immer noch rot, nicht gefärbt wie Matildas.

Es passte nicht wirklich zusammen – Matildas dunkel gefärbte Haare passten nicht zu ihrer hellen Haut, zu ihrem Gesicht. Die Farbe machte sie blasser, durchscheinend wie Papier. Sie musste sie trotzdem immer nachfärben, sie hatte es sich seit Jahren angewöhnt.

Es hatte angefangen, als in der Stadt dieser neue Drogerieladen eröffnet hatte. Über der Ladentür hatte ein französischer Name gestanden, und drinnen hatte es süß nach Parfüm gerochen. Matilda war ein paar mal mit ihren Freundinnen da gewesen und dann noch dieses eine Mal alleine. Es war im Sommer gewesen, die Ferien endlos und einsam vor ihr.

Sie war durch die Gänge geschlendert und hatte kühle Luft geatmet, die von der Klimaanlage ganz trocken war. Parfüm, in dem Regal rechts von ihr. Links Duschgel, und Shampoo. Conditioner und Haarfärbemittel. Und da hatte sie es gesehen.

Das Romanova Rot.

Romanova Rot, das war ein geschwungener Schriftzug auf einem rechteckigen Karton und es war das darunter abgedruckte Gesicht einer lächelnden Frau mit roten Locken. Nicht Ninas Gesicht, aber dafür Ninas flammend leuchtendes Rot.

Oder vielleicht war es doch mehr das blässere Rot von Matilda.

Und es hatte sie getroffen wie ein Schlag. So wie sie Ninas Gesicht in Zeitungen und im Fernsehen, und Ninas Name in Gesprächen mit ihren Freunden immer traf, wie ein Schlag ins Gesicht.

Sie hatte blind an der Packung vorbei gegriffen, nach einer neuen namenlosen Farbe. Einer Farbe, die nicht wie ihre Mutter hieß.

Ihre Haare hatte sie am selben Abend gefärbt, mit dem Kopf über das kleine gelbe Waschbecken in Tante Nats Badezimmer gebeugt. Es war ein neuer notwendiger Unterschied gewesen, obwohl es damals - mit sechzehn - am leichtesten gewesen war, Unterschiede zu finden. Das Fernsehen war voll damit, mit Nina und ihren kirschrot geschminkten Lippen und hochgesteckten Haaren. Mit roten Teppichen, Blitzlicht-Gewittern und ausschweifenden Kleidern.

Es hatte Matilda erleichtert, wie wenig sie einander ähnelten.

Aber jetzt, 5 Jahre später, waren ihre Gesichter gebannt im Spiegel und sie sah nur die Ähnlichkeiten.

Nicht nur, weil ihre Nase tatsächlich auf die gleiche Art geschwungen war wie Ninas. Nicht nur, weil ihre Augen fast die gleiche Form hatten, fast ganz genau die gleiche Farbe.

Sondern auch weil sie - trotz der Falten um Ninas Augen und dem grausamen Zug um Matildas Mund und ihrem ausgelöschten Romanova Rot – weil sie trotzdem genau den gleichen Gesichtsausdruck hatten. Als wären sie Kinder und würden einander bloß im Spiegel eine gleiche Grimasse ziehen. Mit zusammengepresstem Mund und durchscheinender Haut und aufgerissenen Augen.

Ninas Hand zitterte wie Papier, und fühlte sich kalt an, als sie sie auf Matildas legte. Matilda wandte den Blick vom Spiegel ab.

Wann hatte Nina zuletzt ihre Hand gehalten?

Sie war sich nicht sicher, und sie wollte zurückweichen und sie wollte ihre Finger mit Ninas verschränken und sie wollte aufstehen, gehen, nie wieder zurückkommen.

Aber sie blieb sitzen.

Blieb ruhig, wie erstarrt, wie die Krankenpflegerin es ihr immer wieder geraten hatte.

„Ich weiß, wie schwer es ist, dass Ihre Mutter Sie nicht erkennt“, hatte sie gesagt. „Versuchen Sie trotzdem, ruhig zu bleiben, Miss Romanova. Oder wenigstens, deswegen nicht wütend auf sie zu werden“.

Werden Sie nicht wütend, ha...

Wut auf Nina, sie war Matildas ständiger Begleiter, ihre Prothese für die fehlende Hälfte. Die Wut war leicht, so ständig präsent, dass sie auf ihr Ziel mit chirurgischer Präzession ausgerichtet war.

Die Wut auf Nina war vertraut. Aber diese Wut, sie war neu und zerfraß Matilda von innen. Sie fräste sich wie Säure über ihre Haut und hindurch, bis hinunter auf ihre Knochen. Wie eine giftgrüne, zischende Flüssigkeit, die alles durchtränkte, was Matilda zu wissen geglaubt hatte.

Ihr ganzes Leben lang war sie nie wütend auf *ihn* gewesen. Auf ihn, diese Schattengestalt, die immer nur fünf verschwommene Buchstaben gewesen war. Eine leere Leinwand, auf die sie alles werfen und abladen konnte.

Er war bestimmt ein netter Mensch gewesen. Er hatte *bestimmt* nichts von Mathilda gewusst. Hätte er von ihr gewusst, hätte er sie zu sich geholt. Er hätte sie nicht verlassen, er wäre alles für sie gewesen - die andere Hälfte, die sie vermisste. Er hätte dafür gesorgt, dass sie sich nicht fühlte, als würde sie zusammen und auseinander brechen, wann immer sie einen Schritt machte. Und dass er das nicht getan hatte, war allein Ninas Schuld gewesen.

Nina, die deswegen immer nur Nina war.

Nie ihre Mutter.

Sie bekam von Matilda keine sechs Buchstaben, erst recht nicht mehr als seine fünf. Als könnte sie ihr Buchstaben wegnehmen und Nina würde es genauso so fühlen, wie sie es gefühlt hatte, als Nina gegangen war und eine Hälfte von ihr mitgenommen hatte.

Alles war immer nur Ninas Schuld gewesen.

Und jetzt.

Jetzt war da Nina mit ihren vier Buchstaben und hatte mit vier Worten alles genommen, die ganze Hälfte, die Matilda noch hatte. Die vier Worte schlugen gegen ihr Fundament, machten es zu Staub und Schutt und Sand.

Nina öffnete wieder den Mund. Ihr Gesicht war noch immer zusammengezogen und zerkrautsch, ihre Lippen zitternd.

„Lia...“, atmete sie.

Sie atmete diesen Spitznamen, dieses eine Wort aus, wie sie auch die anderen vier ausgeatmet hatte.

Matilda zuckte zusammen.

Sie hatte Wochen gebraucht, um zu verstehen, wen Nina meinte, wenn sie Lia zu ihr sagte. Es hatte eben nie jemanden gegeben, der ihre Tante so nannte. Und wann immer Nina sie besucht hatte, hatte sie Nats vollen Namen gesagt – Natalia - als wäre sie eine Fremde, eine Angestellte, nicht ihre eigene Schwester.

Bei Nina hatte das T immer so hart geklungen, wie Maschinengestotter, und die zweite Silbe anklagend und ungeduldig.

Matilda wusste noch, wie sie als Kind mit den beiden im Garten gesessen und gemalt hatte.

Dass das Holz des Tisches dabei ganz rau gewesen war und wie süß der Kirschbaum neben ihr gerochen hatte.

Wie seine Blüten Schattenspiele auf ihr Papier gemalt hatten, die sie konzentriert mit ihrem Buntstift nachfuhr.

Nina hatte an diesem Tag ein helles Kleid getragen und Schuhe mit Absätzen, die in die weiche Erde einsanken.

„Lass uns endlich reingehen“, hatte sie gesagt und die Arme vor der Brust verschränkt. „Sie soll das nicht mitkriegen“.

Mit *sie* meinte sie Matilda, obwohl sie einander nicht ansahen.

Mit *sie* meinte Nina immer Matilda. Matilda hatte schon damals vergessen, wie es klang, wenn Nina ihren Namen sagte.

Ihre Tante Nat hatte einen Moment lang nichts geantwortet. Sie beugte sich nur zu Matilda und strich über ihre Haare und sagte leise: „Das Künstlerische hat Matilda nur von dir, weißt du“.

Nina zuckte zusammen. Mit ihrem ganzen Körper und sie machte dabei ein Geräusch, ein irgendwie erschrockenes rasches Ausatmen, als hätte man ihr die Luft aus der Brust geschlagen.

Matildas Stift ratschte über das Papier.

Das Muster der Tischplatte drückte sich auf ihrer Zeichnung ab.

Und als sie aufsaß, war der weiche Zug um Ninas Mund verschwunden.

Stattdessen schnalzte sie mit der Zunge und wandte sich zum Gehen und sie sagte *Natalia*, wie immer voller Anklage, wie immer ungeduldig, von Matilda wegzukommen.

Ihre Tante hatte noch einmal über Matildas Kopf gestrichen. „Du bist wirklich eine Künstlerin. Genau wie deine Mutter“.

Diesen Satz würde sie ab jetzt zu allem sagen.

Wenn sie eine von Matildas Zeichnungen an den Kühlschrank hing. Als Matilda für das Theaterstück in der Schule vorsprechen wollte. Wenn Matilda trotzig mit dem Fuß aufstampfte und sich als Teenager nachts raus schlich.

Oder als Matilda ihre Haare über dem kleinen gelben Wachbecken färbte, obwohl man es ihr verboten hatte.

Und sie sagte es auch nach diesem furchtbaren Streit vor drei Jahren:

Du bist wirklich genau wie deine Mutter, Matilda.

Das hatte sie auch gedacht. Matilda hatte auch immer gedacht, dass all das Schlimme in ihrem Kopf von Nina kam.

Sie hatte das bis jetzt gedacht.

Nina kniff die Lippen zusammen. Ihre Hand auf Matildas Hand zitterte. Ihre Augen waren weit aufgerissen und zum ersten Mal seit Tagen klar. Sie klammerte sich an Matilda, sie rang nach Luft und Matilda wusste es.

Sie wusste, dass Nina noch mehr sagen würde, dass ihr Ausatmen so war, als würde sie zu dem Schlag ausholen, der Matilda auseinanderbrechen sollte.

Es würden sechs Worte sein, sechs für die sechs Buchstaben, die Nina nie von ihr bekommen hatte.

Matilda wusste, sie sollte aufstehen und gehen und sich die Ohren zuhalten und Nina dazu bringen, still zu sein.

Aber sie blieb ruhig, blieb sitzen und zuckte nicht mal zusammen, als Nina sie ansah und sagte: „Ich kann dieses Kind nicht behalten“.

/4

Arin Schmidt und Sophia Niehl

U-Bahn Dialog

Huch, das Licht ist ausgegangen. -

Nacht? -

Ein schöne abendliche Atmosphäre -

Atmosphäre? -

Ach Entschuldigung, ich sehe Sie sind nicht von hier. Ich meinte eine schöne Abendliche Stimmung -

Nein, wo ist hier? -

Hier ist schwer zu beantworten ich glaube hier ist wo wir beide nicht in unserem Element sind -

Hm, Boden weich. Riechst nach Wald -

Das Kompliment gebe ich gerne zurück, ich glaube ich habe dich in der Nähe schonmal gesehen. Ich darf doch du sagen? -

Du? -

Renate, freut mich -

Du Renate? Okay. Renate. Renate riecht nach Wald -

Möchtest du einen Keks haben? Ich habe ganz fantastische Ingwer-Kekse mitgebracht. Mit Zimt. -

Essen? Kekse Essen? -

Aber natürlich ich habe 50 Stück, einen würde ich gerne für meinen Neffen behalten -

50 Kekse essen -

49 Kekse, kannst du nicht zählen? -

49 Kekse essen -

Wir können es uns auch hier gemütlich machen während wir auf das Ende warten -

Das Ende kommt -

Ich habe es ja gewusst, dass es so enden würde. In Stille, in Dunkelheit. So habe ich es kommen sehen.

Stagnation ist unsere Erlösung. -

49 Kekse essen? -

Jetzt sind es nur noch 48. So messen wir die Zeit -

48 Kekse essen -

Ich hoffe mein Neffe kommt rechtzeitig um seinen abzuholen -

- Schweigend Kekse Essen

Das Ende kommt -

Wer will noch einen?

Eine bunte Sushi-Rolle

Woher kommst du?

Von der geborgenen Erde.

Von liebenden Eltern.

Doch das ist nicht gemeint.

Geboren, gelebt, geliebt, gestorben.

Alles geborgte Wörter

Auf ungewisse Zeit.

Woher kommst du?

Deutschland.

Wenn der Boden mit Spielplätzen und Wurst mich deutsch macht.

Deutsche erkennen sich, aber sie erkennen mich nicht.

Vielleicht bin ich zu fremd, zu österreichisch?

Was ist deine Nationalität?

Von wo mein Vater kommt.

Wenn der Boden mit Schnitzel und Wäldern mich österreichisch macht.

Wie bist du aufgewachsen?

Am Stolz der Kroaten.

Stolz auf Boden und Nachwuchs.

Ich bin stolz zu wissen, dass das Kind hinter mir auf kroatisch schreit.

Woher kommst du?

Vor bald zwei dutzend Jahren machte meine Mutter einen Fehler.
Doch, man kann es ihr nicht übel nehmen, mir nicht ihre Muttersprache beizubringen.
Nicht mehr als sie es tut.
Doch eigentlich ist es meine Schuld.
Im Kroatischunterricht konnte ich genug, für mehr hatte ich keine Geduld.

Ich musste nicht perfekt sein.
Damals haben mir meine Freunde das schon gesagt:

Sophie, die Noten interessieren später keinen mehr.
Sophie.
Warum bemühst du dich so sehr?
Sophie. Streberin. Sophie.
Bis heute strebe ich danach nicht verurteilt zu werden.
Es ging mir nicht um perfekt.
Doch ich fühlte mich klein, ohnmächtig, allein.
Angeprangert, ausgelacht.
Perfekt.
Wenn mein Akzent nicht meine Achillesferse gewesen wäre.

Das halb rollende r,
das am Strand durch den Sand rollt.
Das Nachts durch meine Träume rollt,
meine Gedanken aufrollt,
wenn ich an meine gescheiterte Beziehung denke.
Und wie er das r rollte.
Und ich nie ganz nachkam.
Vielleicht hätte ich mir einen e-roller kaufen sollen.
Dann hätte das Tempo gepasst.

Und warum fragt mich eigentlich niemand

Wo ich hin will,

anstatt woher ich komme?

Zu Österreichisch.

Zu Deutsch.

Ich will kroatisch sein,

doch bin es nicht.

Weil ich nicht in deine unwillkommene Kiste will.

Eisen, Stahl und Glas

Hochhausfassaden ragen so weit empor, dass vom Boden aus kaum noch der Himmel erkennbar ist. Sie winkeln sich an den verschiedensten Stellen ab und verbinden sich auf einer anderen Etage wiederum. In den Rissen der Hauswände verbreiten sich Efeu und Wilder Wein, wie ein einnehmender Pilz in morschem Holz. Doch Niemand wagt es diese zu entfernen aus Angst vor der gnadenlosen Rache der Natur, die bereits vor einigen Jahrzehnten unsere Population in die überbleibenden Industriestädte der vorgänger-Bevölkerung zwang.

Ein leerer Eiseneimer klappert langsam vor mir hin und her, während ich den vermoosten Stellen meines Gehwegs ausweiche. Ich habe mich bereits so daran gewöhnt jeglichem Grünzeug unter meinen Füßen auszuweichen, dass es fast schon meditativ ist, so hin und her zu hopsen. Der eine Sprung landet im nächsten, der wiederum im nächsten und so weiter. Der eine Tag landet im nächsten, der wiederum im nächsten und so weiter. Ich habe einen Marktbesuch zu erledigen, bevor ich endlich in die Etage über mir wechseln darf, weiter weg von den Gräsern, die den Weg einnehmen. Meria war seit mehreren Wochen bereits dort und ohne sie fühlen sich die eindringenden Sträucher weitaus bedrohlicher an. Sie störten mich zuvor kaum, doch wahrscheinlich ist diese veränderte Wahrnehmung meine eigene Schuld. Schließlich gehört es sich nicht einer einzelnen Person hinterher zu trauern, wenn doch der Rest der Ferrum oder Eisen-Gemeinschaft in meiner Nähe ist. Wer bin ich denn schon zu entscheiden Meria hätte mehr Wert, als die Ferrum-Sozietät. Und so meldete ich mich heute freiwillig für diese schreckliche Marktaufgabe. Einerseits, um aufzusteigen, andererseits, um meine unzüchtigen Gedanken rechtmäßig zu bestrafen.

Der Markt befindet sich in der Nähe der Ferrum-Zugstation, damit auch die Sozietäten der Ränder, wie Lignum oder Calculus, ins Zentrum kommen können. Jeden Markttag wimmelt das Zentrum also nur von Andersartigkeit, weshalb die Ferrum-Mitglieder jegliche Aktivitäten draußen meiden. Es bleiben nur vereinzelte Mutige, die auf dem Markt mit Lignum und Calculus in Kontakt treten, um das Eisen mit dem Holz oder Stein der anderen zu tauschen.

Mich verwundert es mit welcher Leichtigkeit Lignum-Zugehörige auf die durchdringenden Sträucher und Gräser der Steinpflasterung treten, ohne Angst vor Verpestung. Doch wer mit Holz arbeitet, ist sich bestimmt für nichts zu schade. Ich hole tief Luft, bevor ich den Marktplatz betrete, um hoffentlich keinen Atem zu benötigen, wenn ich neben den anderen in der Schlange stehe und möglicherweise von ihrem gruseligen Gedankengut angesteckt werde. Sie haben scheinbar nie auf ihre Gesundheit geachtet und gehen sogar freiwillig in die Nähe der Grenze. So haben sich die Wurzeln der Bäume bestimmt so weit ins Hirn der Lignums gefressen, dass sie sogar in Holzhütten leben, dessen Fassaden bis ins Innere von Pflanzen durchfressen sind.

Lebensmüde.

Kornblumenblau

Kornblumenblau liegt es in der Straße.
abseits von Strom und fließendem Wasser,
von Betonbunkern und Asphaltbändern so weit,
und dann an Grashügeln und Mischwäldern vorbei.

Da steht es, das Haus
in kornblumenblau,
Von der Straße aus Lehm statt Teer,
da plätschert Kinderlachen her
zwischen den Häusern gluckert ein Bach
Dorfmütter hocken auf einer Bank
Sie äugen mit Mienen stumm
die ein oder andre
Zigarette
in der Hand.

Ein kleiner Steg führt über den Bach und schon steh' ich vor der Tür
an welcher ich von drinnen auch schon den Hund heraufspringen hör,
und ich weiß dahinter liegt auch Bunis Garten,
mit ihren vielen Hühnern und vielen Hasen.

Rabenschwarz
lugt unter dem Gartentor auch die Katze hervor.

Nein, *eine* Katze,
denn sie wird nicht die gleiche sein,
Die von damals
welche an mein Knie
ihr Köpflein rieb,
fast so wie
um mich zu trösten
während nebenan,
im Zimmer dran,
Meine Mutter mit Großmutter,
sie beide miteinander sich stritten,
denn all das Geld, dass wir ihr schicken,
das fließt nur in Alkohol und Kippen!
Deswegen saß ich da auf den Treppen,
Sah mit Tränen in die grünen Augen dieser Katze,
denn meine Buni wird vielleicht vor ihr abkratzen.

Dabei weiß ich nicht so recht, weshalb ich weinte,
vielleicht war es, weil irgendwie ich meinte,
so würde es sich für ein Enkelkind gehören.
Vielleicht war es aber auch,
weil ich, ohne die Worte zu verstehen
in ihrer rauen Stimme spürte,
die Liebe, die sie für mich fühlte,
während es vermutlich
– so dachte ich –
kein einziges Wort gab,
was meine Mutter sagt
oder je hätte sagen können,
um mich *mehr*
geliebt fühlen zu lassen.

Rabenschwarz

war'n auch die Füße von den Kindern,
die lachend von mir davon rannten,
weil sie *meine* Fragen nicht verstanden.

Rabenschwarz

War es unter seinen Fingernägeln,
als mir Stiefopa dann
das Kleingeld gab,
damit Hand in Hand
mein kleiner Bruder und ich
sogleich rasch zum Kiosk laufen
Um uns Eis am Stiel zu kaufen

Rabenschwarz

war auch die Kohle in Bunis Ofen,
bevor sie aufglühte wie die Abendsonne,
in dessen Schein alle Kinder nach Hause eiln

Wolkengrau

ist der Himmel in Deutschland.
Hinaufzusehen, ist fast so wie in Bunis Aschenbecher hineinzublicken,
und das Lachen der Kinder,
an deren Gesichter ich mich nicht erinner',
klingt als fernes Echo in meinen Ohren,
während sich Flocken in die Haut reinbohren.

In Deutschland,

wo ich mich ungefähr genauso zu Hause fühlte,
wie in dem Dorf dessen Sprache ich nicht mal sprach,

In Deutschland,
wo kaltes Neonröhrenlicht auf Schultischkritzeleien strahlte,
und man uns nachmittags mit grellem Röhrenfernseher bezahlte

In Deutschland,
wo ich vergebens von meiner Buni aus Osteuropa erzählte,
denn da sah ich zum ersten Mal eine Ähnlichkeit
in den Gesichtern der Schulkinder,
welche mich dann genauso perplex ansahen
wie die mit dreckigen Fußsohlen.

In Deutschland,
wo mich ein Junge etwas nannte, was man heute nicht mehr sagt,
während ein anderer seine Handschuhe ableckte und mir über's Gesicht schmierte.

In Deutschland,
wo man mich ständig fragte, woher ich denn „wirklich“ komme,
denn „geboren und aufgewachsen in München“ war mit meinem Aussehen wohl nie Antwort genug.

In Deutschland,
wo ich nicht deutsch bin,
nicht bayrisch, denn
ich hatte noch nie
diese gewisse Euphorie
für
Dirndl
Bier
und Weißwurst.
Und enthusiastisch Schlager singen,
das kann ich auch nicht.

In Deutschland, da lebte ich,
aber ich fühlte mich wie eine Fremde hier,
denn ein Gefühl von Vaterlandsliebe,
das hab' ich nie verspürt.

Kunterbunt

Sind dann meine Träume in der Nacht.

So bunt,

Dass rauchende Dorfmütter deutsche Schlager singen

Und schwarze Katzen weiße Würste essen,

So bunt,

dass Bier im alten Flußbett plätschert

und Kinder in Tracht auf den Straßen tanzen,

bis die nackten Sohlen wieder erschwarzen

Mein Körper, der ist leicht

Um mich rum alles gleich.

Ich lieg' im Meer,

Mein Kopf wird leer

Nichts ist fremd, nichts ist vertraut,

alles bleibt kornblumenblau.

Abschied am Gleis 5

Die Sonne streift den Rand der Felder,
ein sanfter Sprung –
schon sitzt sie auf dem Hut des Waldes.
Die Dunkelheit verschlingt das All,
das schwache Signal murmle das Ende der Tränen.

Der Aufzug steigt langsam nach oben,
das Flüstern der Fingerspitzen
rauscht auf dem verspäteten Gleis vorbei.
Die Zeiger des Donuts verlangsamen ihren Schritt,
und sprechen das Urteil: Einsamkeit.

„Warum sprichst du ohne Ende?“

„Warum flieht dein Blick?“

Du wirst gesehen.

Du wirst nicht gesehen.

Du wirst schon lange angesehen.

„Lass mich, mich an deine Schulter lehnen.“

„Dein Haar duftet so zart.“

Ich sehe dich.

Ich sehe dich nicht.

Ich sehe dich immer an.

Die Steckdose funktioniert schon wieder nicht,
das Kabel reicht nicht bis zur Sehnsucht auf dem Bahnsteig.
Ein Pfeil zeigt auf den eigenen Schwanz.
Einmal – zweimal – zwanzig Minuten Verspätung.
Kannst du mir den Ausgang der Sehnsucht zeigen?
Am Heidelberger Platz spielt der Musiker noch immer,
der Hut vor ihm ist zu klein für die Anklage ans Leben.
Der letzte Kuss wurde in die Mikrowelle gelegt.
Eine Minute – zwei Minuten – ping.
Kannst du mir die Restwärme der Liebe bewahren?

Bitte verbittert!

Im Bauch meiner Mutter wachse ich heran
Und spüre schon von Anfang an,
Wie geborgen es bei Frauen sein kann

Und bevor ich überhaupt atmen lerne
Ist bestimmt, dass auch ich eine Frau werde
Unabhängig von meiner Identität,
Ist nun gesetzt, wohin mein Leben geht.

Mutter hält mich in den Armen
Vater hält ihr nur die Hand
Ich lerne wie er helfen will
aber es wohl einfach "nicht kann"

Wenn Mutter lacht, nachdem es kracht
zeigt sie, dass sie sieht
Wenn Mutter bleibt nach einem Streit
baut sie Frieden, den er wieder zerschreit

**Und so lerne ich mit den Tagen,
Was es heißt Verantwortung zu tragen
Und ich lerne mit der Zeit,
Was Frau sein wirklich heißt.**

Ich treffe Freunde, lenke mich ab,
verliebe mich in einen Mann.
Und alles fängt wieder von vorne an...

Wenn ich lache nach seinem Kommentar
verberge ich wie unangenehm es war
Wenn ich bleibe, obwohl ich weine
Zeige ich, ich bin für ihn da

Aber wenn ich weine, bleibt nur sie
Er versteht davon nicht so viel
Und so red' ich mit ihr
Über Probleme von dir
Und schon "lästern" wir,
Denn er ist nicht hier.

Und ich lerne mit der Zeit

Was Frau sein wirklich heißt:

So traurig, so dramatisch, so emotional
Ich versuche es mal in einer Emotion, die er verstehen kann:

...

Ich schreie, ich kreische, ich mache mich laut
Trotzdem wird nur ihm zugeschaut,
Ich kämpfe, ich kralle, ich gebe nicht auf
und plötzlich bin ich ihnen zu laut
Ich renne mehrmals an ihm vorbei
Und belege wieder nur Platz zwei

So ehrgeizig wow, ein starker Mann
Und die verbitterte Frau, die nicht verlieren kann

Und ich lerne mit den Tagen

Was es heißt Verantwortung zu tragen

Und so lerne ich mit der Zeit,

Was Frau sein wirklich heißt

Ich löse mich von Verantwortung,

Indem ich Verantwortung verworte

Und somit verantworte ich mich

Um nicht verantwortlich zu sein,

Das kann doch nicht die Antwort sein...

Er erklärt mir seine Gründe und wie schwer es ist zu sein:

Nie mit anderen über Probleme reden,

Nie die Möglichkeit zu weinen

Es tut mir Leid - aber NEIN!

Es geht jetzt nicht um dich,

Wieder verstecke ich mich:

“Ich verstehe, wie schwer das ist,

Ich bin da, falls du reden willst”

“Danke, du hörst so gut zu”

-Ja, weil das alles ist, was ich tu

Er lässt mir keine andere Wahl dazu

Ja, es war nur nett gemeint, ja, sie verzeiht

Wieder und wieder erklären

Aus Angst missverstanden zu werden

Während bei ihm ein Wort reicht,

Damit jeder bleibt

Und so lern ich mit der Zeit,

Was Frau sein wirklich heißt:

Sie ist wütend, sie ist laut, sie ist verbittert

Aber zeigt nicht, dass es stimmt

Weil MANN sie sonst nicht ernst nimmt,

Und so spricht sie hier,

Die verbitterte Frau in mir.

Der Märchenkönig

Es war einmal ein junger Prinz. Er wuchs in einem Schloss auf, das ihn mit Legenden und phantastischen Geschichten umgab. Das Schloss war von seinem Vater gebaut worden und lag in einer magischen Bergwelt. Sein Fundament stammte von einer alten Ritterburg namens Schwanstein. Die zauberhaften Wandgemälde im Schloss regten seine Phantasie an und die spektakulären Ritterturniere seines Vaters, zeichneten ihm ein glamouröses Bild der Vergangenheit. Eine Ideale Welt in der Könige und Ritter noble Taten vollbrachten, die Welt vor dem bösen beschützte und alles viel einfacher war.

Doch die Welt hatte sich verändert. Das Königtum war wenig ruhmreich. Es gab keine Ritter mehr und die Aufgaben des Königs wurden meist von einem Schreibtisch aus erledigt.

Der König gab sich große Mühe seine Söhne zu würdigen Nachfolgern zu machen. Doch bald schon musste er feststellen dass diese die Vergangenheit der Gegenwart vorzogen. Zu allem Unglück litt sein jüngerer Sohn an einer psychischen Krankheit die ihn als Regent ungeeignet machte. So lastete alle Hoffnung und Verantwortung auf dem älteren.

Doch auch dieser lebte schon tief in seine Traumwelt. Als ihn sein Vater zunehmend in die Geschäfte eines modernen Königs einführen wollte war dieser schnell gelangweilt und frustriert.

So versuchte der Vater ihn über das Studium langsam und indirekt an seine Aufgaben hinzuführen. Auch dies gelang nur teilweise. Des Pinzens interesse galt vorwiegend allem Schönen. Auch das Bauwesen und die neu errungenen Kenntnisse der Technik faszinierten ihn. In der Hoffnung das der Rest von selbst käme, ließ der König ihm alle freiheiten. Doch umso länger der Prinz studierte umso klarer wurde das er kein König sein wollte. Er begann zu reisen und Dokumentierte verschiedenste Bauwerke in eigenen Zeichnungen. Bald darauf gestaltete er seine eigenen Schlösser. Inspiriert von Legenden und den historischen Bauwerken die er kennen gelernt hatte.

In der Berglandschaft die er als Kind häufig durchstreifte hatte er eine weitere Ruine entdeckt. Langsam formte sich eine Idee in seinem Kopf. Eine Idee für das perfekte Schloss gebaut auf eben diesen Ruinen. Eines das den alten Königen und Rittern würdig war. Er würde sich seinen Wunsch erfüllen und ein König werden wie ihn die alten Legenden beschrieben. In einer Oper hatte er die Figur des Parsifals kennengelernt. Wie er würde er sein.

Doch wie einem jeden Helden sollten auch ihm Prüfungen auferlegt werden. Als er 18 Jahre alt war verstarb sein Vater plötzlich an einer Krankheit. Der neue König wusste dass er nicht bereit war. Er war noch nicht der der er sein wollte. Für seine Projekte blieb im nun immer weniger Zeit. Und zu allem Überfluss musste er nun alle die Dinge erledigen; die er schon damals als unehrenhaft empfunden hatte.

Um dem Alltag zu entkommen begann er immer länger auf zu bleiben. Er Arbeitete nachts an den Plänen für sein Schloss. Als er weit genug gekommen war, begann er mit der Konstruktion auf den beiden Berghügeln. Es war alles andere als leicht dort zu bauen und der König änderte andauernd die Pläne. Zu Beginn hatten seine Berater noch keine Einwände. Doch bald hatte der König sein gesamtes Privatvermögen aufgebraucht und war hoch verschuldet. Und dennoch konnte nichts ihn stoppen. Sobald die Arbeiten weit genug waren zog der König ein.

Eines langen Abends, den er alleine in seinem unvollendeten Schloss verbrachte, erinnerte er sich zurück an sein Inbild Parsifal. Eines der Wandgemälde zeigte eine Szene aus der Wagneroper. Tief in Gedanken versunken, blieb er lange dort stehen. Zwischen seinem Leben und seinen Idealen konnte er kaum noch Ähnlichkeiten finden. Gedankenverloren wanderte er über die Baustelle seines Traumschlusses, in dem er bereits 172 Tage lebte. In ihm wuchs der Wunsch noch einmal von vorne anzufangen. Nicht mit dem Schloss, sondern mit seinem Leben.

Nach einer Weile fand er sich in seinem Arbeitszimmer wieder. Ein Entschluss war in ihm Herangereift. Er verfasste ein letztes Dekret. Sein Schloss sollte fertig gestellt werden. Und danach dürfe es niemand mehr betreten bis er zurückkäme. Nur ein Concierge sollte nach dem Rechten sehen. Und sein Onkel Luitpold würde in seiner Abwesenheit die Geschicke des Landes führen.

Er Packte ein Bündel mit Kleidung und Nahrung, hüllte sich in einfache Wanderkleidung und schlich aus seinem Schloss wie ein Verbrecher. Erst an der Brücke, von der aus er das Schloss oft geplant hatte drehte

er sich noch ein letztes Mal um. „Wenn ich wieder komme erstrahlen wir beide in vollem Glanz“, dachte er und wand sich zum Gehen. Unwissend das er nie zurückkommen würde.

Nachdem er die ganze Nacht hindurch gewandert war, erreichte er zum Morgengrauen einen See. Er setzte sich ans Ufer und beobachtete den erwachenden Tag. Jetzt fühlte er sich wieder wie das Kind von damals. Jetzt konnte er wieder Atmen. Jetzt konnte er von vorne anfangen. Er hatte keinen Zweifel mehr.

Wie zur Bestätigung sah er plötzlich eine Bewegung auf dem Wasser. Und da sah er es.

Das Tier das diesem wunderschönen Ort an dem er sein Schloss bauen ließ den Namen gab.

Das Tier das er Tausend mal in seinem Schloss hatte abbilden lassen.

Das heilige Tier aus seiner liebsten Legende Parsifal. Er hob den Blick zum Himmel und dankte für das Zeichen. Alles würde gut werden.

Der König erhob sich und machte einen Schritt nach dem anderen auf dieses magische Tier zu. Seine Stiefel betraten das Wasser. Er machte sich nicht die Mühe sie auszuziehen. Tiefer und tiefer wartete er ins Wasser, bis er das Tier endlich erreichte. Es war als wäre der es aus Licht gemacht. Hier würde sein Weg als Parsifal beginnen. Der Kopf des Königs ragte gerade noch so über das Wasser. Er streckte die Hand nach dem Schwan aus. Als er die Berührung spürte, umströmte ihn ein Gefühl der Wärme und Geborgenheit das ihm bis dahin fremd gewesen war. Er begann zu schweben. Es fühlte sich an als wäre er eins mit dem Schwan, als würde er sich Verwandeln. „So sei es“, dachte der Märchenkönig bei sich. „Parsifal kann ich nicht sein, aber der Schwan, der Schwan kann ich sein.“

Im Schloss herrschte große Aufruhr als die Abwesenheit des Königs bemerkt wurde. Fast gleichzeitig mit seinem leblosen Körper fand man auch sein Dekret. Nicht alle seine Wünsche wurden erfüllt und niemand glaubte an seine Rückkehr. Doch von diesem Tag an konnte man an den Seen rund um das Schloss einen einzelnen Schwan beobachten.

Pfefferminzschnaps

Ein blau-weißer Himmel, ein röhrender Hirsch, eine zerspringende Maß – ist mein Zuhause wirklich nicht mehr als das? In Gedanken weit weg und doch zuhause, will nicht weg, will nicht bleiben, nirgendwo schöner, nirgendwo hässlicher – trautes Hinterland – Heimatland?

Mein Zuhause: oft verspottet, oft belächelt, ob zurecht – Wer weiß das schon echt? Stammelnde Stammtischproleten protzige Prahlerei und dabei doch nichts dahinter – rotbackige Rednecks in Lederhosen und Dirndlschürzen – echt nicht mehr als das ewiggleiche Gesülze?

Schorschi auf dem Schützenfest, Zenzi speibt hinten ins Eck - alle gleich ordinär und dabei auch alle genau gleich reaktionär? – ist da wirklich nicht noch mehr?

Ein Abend, eine Geburtstagsfeier, deren Ende ich ersehne, Pfeffi en masse – bedeutet zuhause sein – ganz ehrlich - nicht mehr als das?

Viele Abende später sitze ich nun da, schau übers Feld, sinnier: Wo könnte es schöner sein? - als hier – der Familie seit Generationen überlassenes Heim. Solidarität, Werte, Identität, Pause völlig unabhängig von dem, was der Pfarrer in der Messe erzählt. Zusammenhalt, Nachbarschaft, Geborgenheit, in der von eintausendzwei Seelen gelebten Gemeinsamkeit – Was davon wohl in Zukunft übrigbleibt?

Und davon abgesehen ist auch ein oft vergessener Teil der Heimat zu erwähnen: Ganz fernab von Fremdenhass:

500 Jahre Freiheit, Eisner, ökologische Landwirtschaft - Ich begreife nun: Meine Heimat ist tatsächlich mehr als Festzeltspaß.

The Scarlet Skeleton

My fingers claw into the railing, nails dull against the cool metal. Down below, little wooden soldiers stand at attention as the river flows by.

I stare ahead through gritted teeth. The landscape blurs as I blink away my tears. The shades intermingle, shaking hands as they laugh tauntingly. Their grotesque faces grimace, before swallowing each other up, while sucking up the hesitant rays of sun, tinged with pink. The river deforms, bends, breaks. I close my eyes. Where did it all go wrong? How could she do this to me? Why did she? Why? Why?

Only daunting darkness is left when my vision returns. The skeletal tree branches stretch towards me as if they could ever reach me.

A cry for help as their trunks have already turned to charcoal. The last storm flood has left the river in a state of sorrow. Pushing desperately towards cut-off branches, crashing into harsh stone walls, poisoned by its will to live. The scarlet river cries over its fortune, swallows up tears in its bend, to finally drown out what could have been, as the shadows have taken the light hostage and might never let it go again.

Scarred and Singed

The darkness had long settled in the crumbling stones of the castle, lying exposed to the violent winds, throwing punches against the walls that would shake, budge, cry if they could. Rain had attached weights to the clouds above, lying low, ready to unleash their fury in a heartbeat. A strike of lightning lights up the inside of a room, mirroring a scar on her cheek, trailing down the side of her neck. It should have killed her, she should be ashamed of it, her mother tells her, the guilt of being damaged goods. Of being discarded, not more than trash. But she, wears the trailing crack in her skin with pride. The pride of being a survivor. A warrior. No one could ever tell her otherwise. Her long hair falling over her back in a high ponytail, her eyes dark like the shadows moving through the woods at midnight, like the dragons had that fateful day. The clearing in the middle of the woods. Where she saw purple lighting on poisoned orange ground as she lay bleeding out. The daggertail had stabbed her. He didn't choose her. When her brothers had all been chosen. To fight. "It seems all I'm good for is running", she thinks, grinning mockingly as she opens the window wide. A duffle bag swung over her shoulder, the daggers strapped to her leather pants, she glances down, the wind whistling past her ears. She chose herself by surviving in a world that doesn't forget, that doesn't forgive the weak. There is no healing for singed, orange ground and bulging yellow scars, but they forged their path. To never be forgotten.

40%

Die U-Bahn rauscht, der Wind braust,
die Musik dröhnt, dein Reden verrauscht.
Störgeräusche links und rechts –
ein Kugelschreiber auf Papier,
drei Mädels hinter mir,
ein Husten, ein Lachen,
ein Räuspern, ein Krachen –
und noch ein Geräusch obendrauf –
hört doch endlich alle mal auf!
Seid still! Jeder von euch!
Stille ... Endlich.
Doch was hör ich jetzt?
Nichts. Außer mir.

Es ist nicht meine Schuld, so geboren zu sein
mit zwei Ohren – und nur 40%.
Doch aus deiner Sicht macht mich das behindert.
Denn 100% sind mehr als 40.
Ich bin also weniger wert als du,
weniger schnell dabei.
Und weil ich denke, dass du das von mir denkst,
sage ich es dir nicht.

Ich sage dir nicht, wer ich bin,
dass ich kaum höre, was du sagst.
Ich schweige es weg.
Denn was nicht ausgesprochen wird,
ist nicht da –
und kann nicht gehört werden.

Doch ich frage mich jedes Jahr,
jeden Tag, jede Sekunde:
Warum schweige ich?
Warum kann ich mir nicht verzeihen,
dass ich nun mal anders bin?

Bitte sprich lauter.
Bitte nimm die Hand vom Mund.
Bitte flüster nicht.
Bitte komm näher.
Bitte wiederhole es – auch zum dritten Mal.
Bitte unterbrich das Gespräch –
für mich.

Hunderte Male muss ich bitten.
Denn das ist es, was Inklusion bedeutet:
Ich nehme teil –

an allen Aspekten des Lebens.
Gleichberechtigt.
Wie alle anderen.

Und trotzdem bin ich die eine,
die nicht hört.
Die eine, die raussticht.
Die eine, die immer wieder fragen muss,
ob man die Gesellschaft
anpassen kann – an mich.
Ob man Barrieren abbauen kann.

Doch was, wenn ich
meine eigene Barriere bin?
Denn bloß weil ich behindert bin,
bin ich nicht ohne Stolz.
Ich habe Würde.
Und will nicht flehen wie ein Bettler.
Ich bin stärker
als all diese schwachen Bitten.
Und doch verliere am Ende nur ich.
Ich verliere Worte, Komplimente, Geständnisse.
Fragen. Erzählungen.

Wer wäre ich,
wenn ich das Ungehörte verstanden hätte?
Ich werde es wohl nie wissen.
Vielleicht sollte ich trauern.
Um das, was ich nie hatte.
Um die, die ich nie war.
Um mein Selbstbewusstsein.

Um eine Seele,
die nie verinnerlicht hat,
anders zu sein.

Doch wenn ich wenigstens wüsste,
was es heißt, anders zu sein –
wenn ich meine Andersartigkeit definieren
könnte –
so könnte ich Kante zeigen.
Sein,
wer ich sein will.

Doch wer will ich sein?
Normaler? Behinderter?
100% oder 0?
Ich könnte auch für immer verstummen.
Nur noch mit meinen Händen sprechen.
Mich der Welt der Töne entsagen.
Lautlos sprechen –
und lauter sein
als je zuvor.
Euch allen
einfach mal
den Mittelfinger zeigen.

Denn jetzt bist du derjenige,
der mich nicht versteht.
Und damit siehst du mich.
Aber ist das nicht genau der Punkt?
Wenn wir kommunizieren,
dann drücken wir uns aus.

Zeigen Teile unserer Seele,
die selbst uns erst beim Aussprechen
bewusst werden.

Und ich –
aus Angst, nicht gut genug zu sein –
höre auf, mich auszudrücken.
Höre auf, mich zu zeigen.

Meine Behinderung
verunsichert mich
Tag für Tag aufs Neue.
Weil ich nie weiß,
ob ich gerade wirklich teilnehme.

Und das,
obwohl meine Familie mir nie
das Gefühl gegeben hat,
nicht teilnehmen zu dürfen.

Aber sie werden nie wissen,
wie es ist.

Meine Mutter wird nie verstehen,
wie befremdlich es ist für ein Kind,
wenn der Akustiker nur einen Knopf drückt –
und ich die Stimme meiner eigenen Mutter
nicht mehr erkenne.

Wenn sie sich je nach Belieben
höher oder tiefer anhört.

Ein Teil von mir –
mein Gehör,
meine Verbindung zur Welt –
inkonsistent. Flüchtig.

Das Einzige, das bleibt,
ist ihr Lächeln.

Das sich immer gleich anhört.
Unabhängig von Störgeräuschen,
Gesellschaft,
oder Toneinstellung.

Es sagt immer dieselben Worte:

„Ich liebe dich so, wie du bist.“

Mimik und Gestik bleiben gleich.
Vielleicht höre ich sogar besser als ihr –
weil ich weiß, wie vergänglich Hören ist.
Ich lese zwischen den Zeilen,
immer wieder.

Wiederhole,
frage nach,
aus Angst, nicht verstanden zu werden –
und verstehe dabei vielleicht mehr,
als mir selbst bewusst ist.

Ich bin diese 40%.
Die Mitte in den Welten.
Und ich bin ein Raum.

Für Stille.
Für Lärm.
Für Gebärden.
Für Worte.
Für Menschen.

Für mich.
Ab jetzt –
auch für mich.

A God of Dance and Passion

A woman made her way to the front of the theatre, angrily stomping. Or at least trying to. Those dandy slippers that were in fashion with the actresses right now were far from good stomping material.

Pep took a look at the statue in front of him. He had worked on deepening the shadows and was considering if Posbem, god of dance and passion would appreciate a joke and he could get away with painting a little dirt under his toenails, when she arrived in front of the stage.

“Who’s Pep?” she demanded.

“Right here.” he said, tucking his brush in his back pocket and turning to the woman. She was the embodiment of what the fashionable women strove to be. Oval face, high cheeks, small ears and the eyes slightly angled upwards in the outer corner.

“Pep, head of stagecraft.” he said, jumping off the stage, wiping his hands on his trousers and offering her his right one to shake. It was still covered in paint.

“Who are you?”

Needless to say, she did not shake it, but Pep enjoyed seeing their reactions and it seemed to confuse the actress enough to make her forget to be offended he didn’t know who she was.

After a moment she remembered why she was here, and that she was angry.

“What is that supposed to be?” she yelled, gesturing towards the stage.

Pep turned around, looking where she indicated. It was the statue he’d been working on. He was quite proud of it! He had covered Posbem in a light transparent veil of stone, bunching up in just the right places to keep him decent. It’s very hard to make something as solid as rock look like it’s see-through. It was a more feminine depiction than most chose, but he had included all the elements that made sure everyone could recognise the god. Spring flowers in the long flowing hair, bracelets on the wrists, the patterns on his feet and arms.

“Well, that’s Posbem. God of dance and passion you see.” he explained.

“Yes, I bloody well know who that is, but who is responsible for this? Where is he?” she asked.

“I’m responsible. I’m the head of stagecraft.” Pep repeated, but of course, she wouldn’t listen.

“No! Where is he? Who let him work here?”

Here we go, Pep sighed. Why did no-one ever believe he was in charge? Yes, he was young, and his accent couldn’t decide between theatre and solid middle class, but common!

“I’m right here.” he said patiently. “I was hired by Marylmore, who runs this theatre, I designed the stage, and I made that statue. If you have a problem with it, you’ll have to talk to the director. Now I’d like to get back to work. I have a tavern to get to.”

The woman stared at him in astonishment and... confusion?

“Well... Well, it’s ugly!” she finally spit out and stormed off. Presumably to find the director.

“Honestly. Actors.” Pep muttered and got back to work. Possibly daydreaming about the tavern he would visit later, and the noble idiot, who would meet him there.

Ein Tag

10 Uhr am Morgen.

Ich verlasse das Haus mit Laptop, Tablet, externer Festplatte, einer Packung Binden und meiner Lunchbox.

Ich schlepe einen Bib-Korb – mit Laptop, Tablet, Festplatte, einer Packung Binden und der Lunchbox – vom Erdgeschoss bis in den sechsten Stock. Erst dort finde ich endlich einen freien Platz.

Ich öffne den Laptop,

ich starre auf den Titel des Artikels,

aber meine Gedanken sind längst woanders.

Habe ich eigentlich der Freundin schon geantwortet?

Heute Abend hör ich den Vortrag vom Professor aus der USA.

Der Teenager in der U-Bahn hat mich getreten und nicht mal sorry gesagt.

Was hab ich letzte Nacht geträumt?

Wohin gehe ich am Wochenende wandern?

Ist mir das Wetter zu heiß?

Gibt's heute in der Mensa was, das mir schmeckt?

Was esse ich denn am Abend?

Ich bin müde.

Ich lege mich einfach auf den Tisch...

Tief in der Nacht.

Ich komme zurück mit Laptop, Tablet, Festplatte, einer halben Packung Binden und einer fettigen Lunchbox.

Zuerst spüle ich die Box,

und ja, auch der Topf hat gewartet

den ganzen Tag

Ich falle auf den Stuhl,

öffne die Chats

und ziehe mein letztes bisschen Kraft zusammen,

um die Maske aufzusetzen:

„Mama, mach dir keine Sorgen, mir geht’s hier echt gut.“

„Papa, bitte hab noch Geduld. Ich habe den Job noch nicht, aber ich bewerbe mich weiter.“

„Hey Johanna, das Theaterstück klingt super! Aber diese Woche ist zu viel... Viel Spaß euch, wir holen das nach!“

„Ich verstehe deinen Frust, Mia. Streit mit deinem Freund ist normal. Ruhig bleiben, ehrlich reden, ihr könnt das hinkriegen.“

„Oh du Arme, Aylin! Du hattest einfach Pech. Du hast immer so fleißig gelernt. Die Wiederholungsprüfung packst du, ganz sicher.“

„Du siehst richtig großartig aus, Mei! Dein Outfit in diesem Foto ist perfekt. Du bist echt schön, du brauchst gar kein Photoshop.“

Meine linke Hüfte tut wieder weh.

Ich wundere mich,

wie klar ich die Müdigkeit

meines Körpers und meines Geistes spüre.

Auf Chinesisch sagt man metaphorisch:

Das Herz ist sauer.

Im Deutschen sagt man bildlich:

Die Glieder sind schwer.

Ich denke dran,

wie ich heute bei jeder Mahlzeit

einfach nur reingeschaufelt habe,

um zu überleben.

Da war kein Geschmack,

und auch kein Gefühl.

Aber jetzt –
jetzt kann Sprache das alles wie Knete
wieder zusammendrücken.
Körper, Gedanken, Gefühle –
sie werden zu einem Code,
der mir hilft, mich selbst zu verstehen,
und diese Welt da draußen.

Ich bin wirklich ein einsames und egoistisches Wesen.

Ich suche Verbindung,
aber ohne mich zu verlieren.

Ich möchte unabhängig leben,
aber nicht einsam.

Ich brauche die Sorge der Familie,
aber ohne Last.

Ich brauche die Nähe von Freunden,
aber nicht zu nah.

Ich brauche die Begleitung meine*r Partner*in,
aber bitte ohne Beschwerden.

Ich will gesehen werden,
aber nicht gestört.

Ich will verstanden werden,
aber mich nicht verändern.

Ich will angenommen werden,
aber ohne bemitleidet zu werden.

Langsam rutsche ich vom Stuhl auf den Boden.

Während ich rutsche,
denke ich noch nach.

Über alles, was ich tue,

und sogar darüber, warum ich manchmal gar nichts tue.

Was ist der Sinn davon?

Aber Moment!

Habe ich nicht längst verlernt,

dass ich einfach mal nichts, rein gar nichts tue?

Frühschicht

6:15 Uhr, Mittwochs. Ganz egal, ob Mittwoch, der 19. Juli, Mittwoch, der 27. Januar oder Mittwoch, Heiligabend. Ich hasse diesen Tag und hasse diese Uhrzeit. Früher habe ich Dienstagnachmittage gehasst. Das hatte allerdings andere Gründe. Ich habe damals schließlich auch ein völlig anderes Leben geführt. Zu dieser Zeit hätte ich auch nie gedacht, dass ich jemals wieder einen bestimmten Tag mit einer solchen Leidenschaft hassen würde. Den Mittwochenmorgen hasse ich trotzdem schon seit so einiger Zeit. Ich muss da aufstehen, muss an meinem Spiegel vorbeigehen. Muss die Kaffeemaschine bedienen, damit es mir die Schwere in Kopf und Beinen zumindest nicht völlig unmöglich macht, meine Wohnung zu verlassen. Muss mich auf den Weg zum Heim machen, die Straße überqueren, mich in die verdreckte, in die versifftete Straßenbahn stellen. Muss währenddessen den Gedanken verdrängen, dass mein Leben, das alles, ganz anders sein könnte. Muss mich zwingen, nicht zwei Haltestelle früher auszusteigen, die nächste Bahn in die entgegengesetzte Richtung zu nehmen und mich einfach wieder ins Bett zu legen. Muss an der richtigen Haltestelle aussteigen, zwei Straßen überqueren, durch die Pforte gehen, die Treppe hoch in den zweiten Stock. Muss der Wohngruppenleitung in ihr hässliches zerfurchtes Gesicht sehen, mich daran erinnern, dass ich das arme Schwein bin, dessen Chefin diese Person ist. Ich hasse Mittwochs.

Die goldenen,
traubenroten Täler.

Stolz und stramm, stechend blaue Augen
Ein Auf und Ab ganz losgelöst
durch die goldenen, traubenroten Täler
trotzt du der Furchtbarkeit dieser Welt.

Runzlige, verdeckte Fältchen
Tosen und Brausen ganz tief
versteckt wie der Brunnen im Garten
Erzählen von deinem Davor.

Bärenstarke Arme, strotzend lebendig
Gebrochene Äste um den zerbarsten Baum
unreparierbar, kaputt, zerbrochen
wirbelst du mich hoch in die Luft

Verhärtetet und hohl, ein leeres Lächeln
kreisend, klagend, ganz zerrieben
wie ein Fluss mit tausend Steinen
bis er nichts von ihr mehr übrig ließ.

Kaltes, lebloses, graues Haar
Ein Hin und Her, ganz verloren
so wie die Figuren auf dem Brett
stehst auch du nicht mehr auf.

und warst du doch immer für mich da?

Erdrückende Ruhe, dann lautes Lachen
Leicht, quälend - und doch ganz.
wie ein warmer Sommerschauer
hallst du in mir wieder.

Stolz und stramm, warme braune Augen,
ein Auf und Ab ganz losgelöst
durch die goldenen, traubenroten Täler
trotze ich der Furchtbarkeit dieser Welt.

Omas Garten

Heute besuchen wir Oma. Sie war immer meine Lieblingsoma. Immer voller Ruhe, Fürsorge und mit einem freudigen Funkeln in ihren Augen.

Jetzt ist, jedes Mal das ich sie treffe, eine schmerzliche Geduldsprobe. Seit ihrem Schlaganfall kann sie nicht mehr richtig sprechen und die rechte Hälfte ihres Körpers gehorcht ihr nicht mehr. Sie ist sehr langsam und gemächlich geworden. Es muss sich anfühlen als wäre man im eigenen Körper gefangen.

Als ich klein war haben wir in ihrem Garten die tollsten Geschichten erfunden, während wir, in ihren alten Klamotten, Johannis- und Brombeeren geerntet haben. Mit dem Dickicht aus Blumen, Bäumen und Sträuchern findet man sich leicht in einem Märchenwald wieder.

Wir waren Feen die magische Beeren gesammelt haben um ihre Zauberkräfte zu stärken. Wir haben Aschenputtel verkörpert, das in seiner Arbeit aufging um so die Schwierigkeiten mit ihrer Stieffamilie vergessen zu konnte. Haben gescherzt wer sich traut den Frosch aus dem Teich zu küssen. Oder waren Hexen die einen geheimen Trank brauen wollten.

Auch als ich älter wurde habe ich das immer unbewusst gemacht wenn ich in ihrem Garten war. Nur die Figuren wandelten sich mit der Zeit.

Letztens habe ich sie besucht um ihr im Garten zu Helfen. Ich habe das Gewächshaus mit neuer Erde befüllt. Aber ich hatte dabei keine Geschichte im Kopf. Denn das Gewächshaus entspricht nicht mehr dem geheimnisvollen Ort der es mal war. Es ist heruntergekommen und leblos. In der staubigen Trockenheit war das Atmen schwehr. Ich habe frische Erde aus dem Kompost geholt und eimerweise eingefüllt. Die Tomaten die ich eingepflanzt habe, ließen sofort die Blätter hängen. Als wäre selbst dort die Lebensfreude vertrocknet.

Aber ich habe sie wiederbelebt. Ich habe ihr neues Leben geschenkt. Vielleicht habe ich es an diesem Tag nicht sehen können. Aber da war eine Geschichte. Ich war die einsame Wanderin die vorbei kam um einem kargem Stück Land wieder ein bisschen Leben einzuhauchen.

Und so ist es auch mit den Besuchen bei meiner Oma. Sie sind langatmig, anstrengend und stellen meine Geduld auf die Probe. Und doch kehrt durch diese Zeit das Funkeln von früher zurück in ihre Augen.

Ein Interview

- Guten Tag!
- Guten Tag! Danke, dass Sie mich eingeladen haben.
- Sie wissen, wir haben Sie immer gerne zu Gast. Frau Höfer, Sie sind heute da, um uns von Ihrem neuen Film zu erzählen. Eine Romcom oder? Wie sind Sie dazu gekommen?
- Nach den vielen Action-Filmen, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, hatte ich Lust auf etwas Neues, Anderes. Da lag ein Liebesfilm nahe.
- Es gibt Gerüchte Frau Höfer, dass Teile des Filmes auf Ihrer eigenen Beziehung beruhen. Was sagen Sie dazu? War Ihr Ehemann eine Inspiration? Besonders beziehe ich mich hier auf die Szenen, in denen die Heldin viel arbeitet und der Mann den ganzen Abwasch machen muss.
- Alles nur Gerüchte fürchte ich. Sehen Sie, wenn man sich den Film ansieht, wird man feststellen, dass das Paar keine Spülmaschine hat, während mein Mann seit Jahren sagt er würde unsere Spülmaschine reparieren, es dann aber nicht tut. Er ist selbst der Grund für die Arbeit die er sich macht während ich Geld verdiene. Es sind zwei vollkommen unterschiedliche Situationen.
- Ein valides Argument, jedoch würde jemand mit mehr Einblick in die Situation unter Umständen argumentieren, dass Ihr Ehemann, ich habe übrigens gehört er sieht besonders gut aus und geht zweimal in der Woche ins Fitnessstudio, nicht der handwerklich Begabte der Beziehung ist und die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Reparatur deutlich steigen würde, wenn sie ihm zumindest hilft.

Ein ungewöhnlicher Bericht

Sehr geehrte Frau Kollegin, sehr geehrter Herr Kollege,

wir berichten über unseren gemeinsamen Patienten, welcher sich am 31.07.2025 in unserer Praxis vorstellte.

Der Patient berichtet von zunehmenden Aufmerksamkeits- und Konzentrationsproblemen innerhalb der letzten drei Wochen. Im Vordergrund der beschriebenen Symptomatik stehen übermäßige Aktivität, deutlich gehobene Stimmung sowie ein vermindertes Schlafbedürfnis. Des Weiteren berichtet der Patient über ein ungewöhnliches andauerndes Wärmegefühl, besonders in der Brustgegend. Der Patient gibt an, häufigem Gedankenkreisen zu verfallen sowie von Zuständen der Ablenkung aufgrund von exzessiven Tagträumen.

Der Patient ist wach, bewusstseinsklar, zu allen Qualitäten vollständig orientiert. Im Kontakt offen, warmherzig und lebhaft. Formalgedanklich Grübeln, Einfalls- und Assoziationsreichtum mit beschleunigter Denkgeschwindigkeit. Keine Ängste. Gesteigertes Vitalgefühl. Stimmung optimistisch und heiter, im Affekt euphorisch.

Aufgrund des kurzen Zeitrahmens des Termins konnte keine umfassende Diagnose gestellt werden, jedoch können die Ausprägungen seiner Verfassung auf maladaptives Tagträumen oder eine Hypomanie hinweisen. Der Zustand des Patienten sollte weiterhin beobachtet werden, um eine psychotische oder dissoziative Störung ausschließen zu können. Bei einem dauerhaften Anhalten der Symptome empfehlen wir eine erneute Vorstellung in der Praxis. Wir gehen allerdings von einer temporären Symptomatik aus, da diese meist in Anwesenheit und Bezug zu seinem neuen Lebenspartner auftritt.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Schmidt, Fächerärztin für Innere Medizin

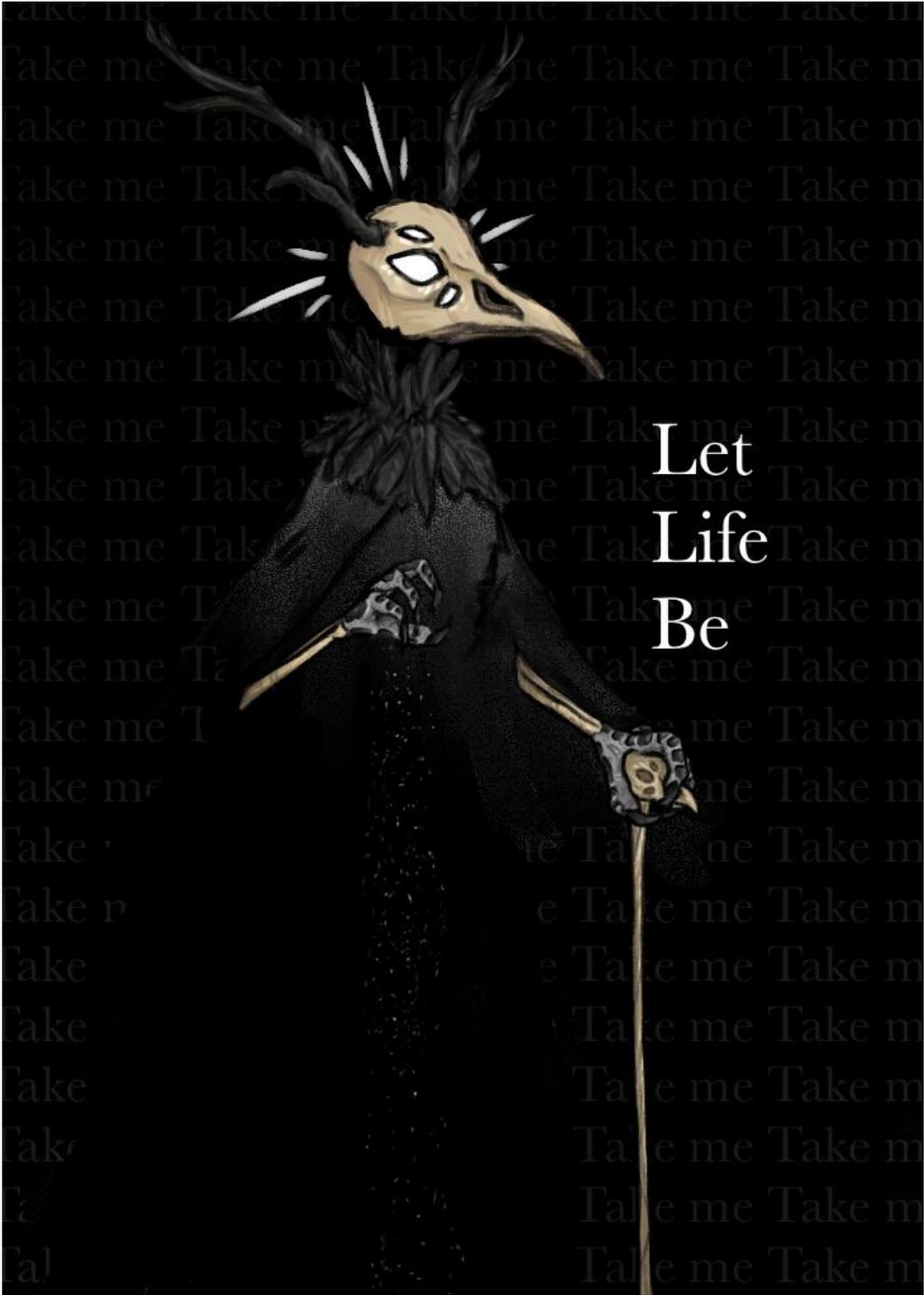
A Stroll Through the Park

Disgusting. Absolutely revolting. All of those high and mighty young couples strolling through my park. Looking into each other's eyes and not on the road. Ripping the flowers from the ground and shoving them under each other's noses. I want to puke. „Oh how pretty does the songbird sing“ A lady, dressed as if she was dead and with a way too big sun hat exclaims. They don't. They suck. But the man next to her just smiles and nods. He looks like a fucking puppy, following her around wherever she goes. He even holds her hand, what a pathetic loser. Her eyes meet mine. I stare at her with all the hatred in my heart. She should run and take her excuse of a man with her. Out of my park. But she just waves. Is she making a mockery of me? I will show her. That bitch. I run at her as fast as I can, she should be screaming at the top of her lungs. I will rip her in two and— oh what's that? A peanut? Directly in front of me? Did she put it there? She slowly steps up to me and lowers her hands. Yes. Peanuts. She may live. For now.

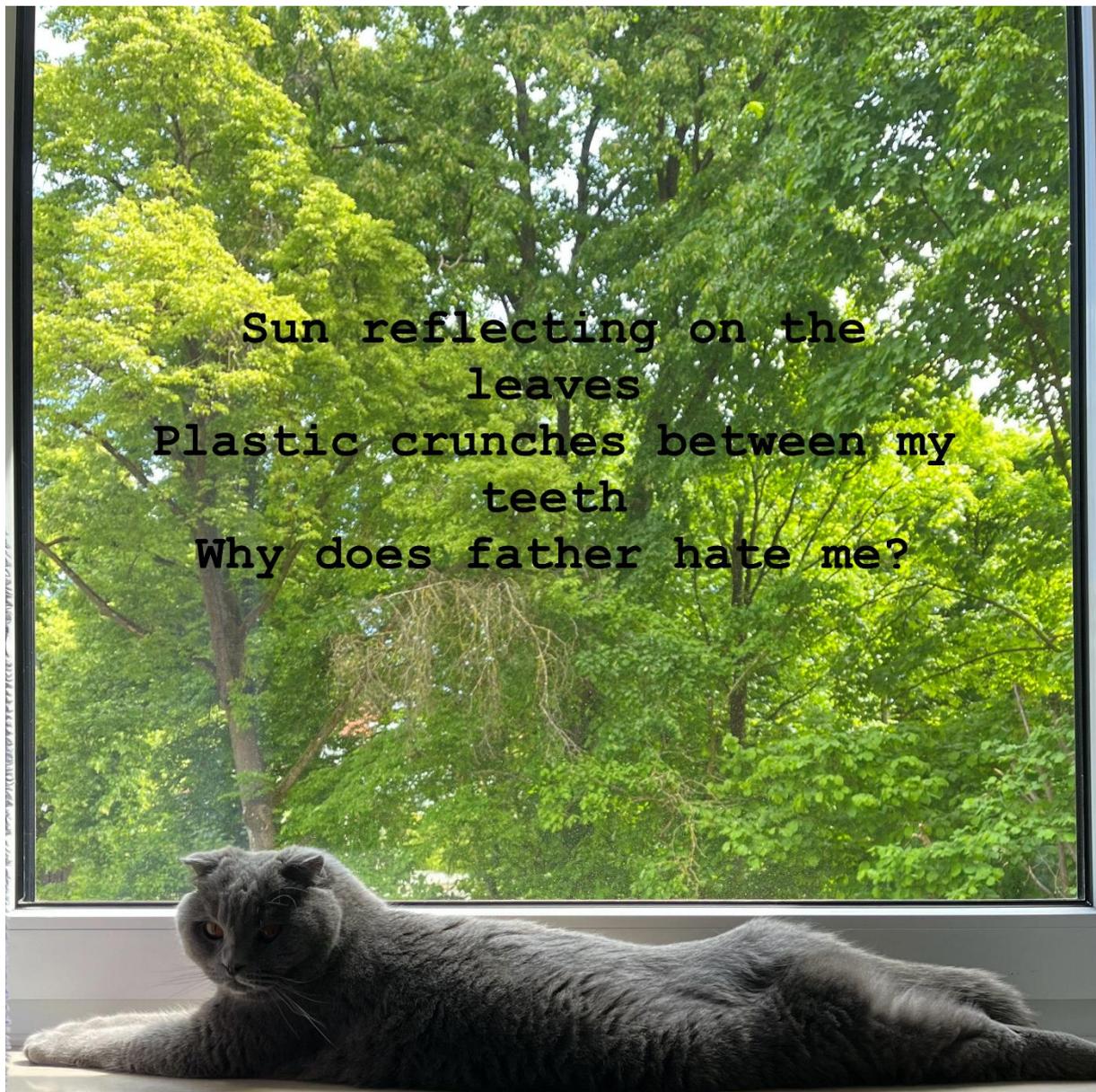
Vernissage

Arin Schmidt

Death



Father





eisige straßen
unter frostigen ästen,
der winter längst hier

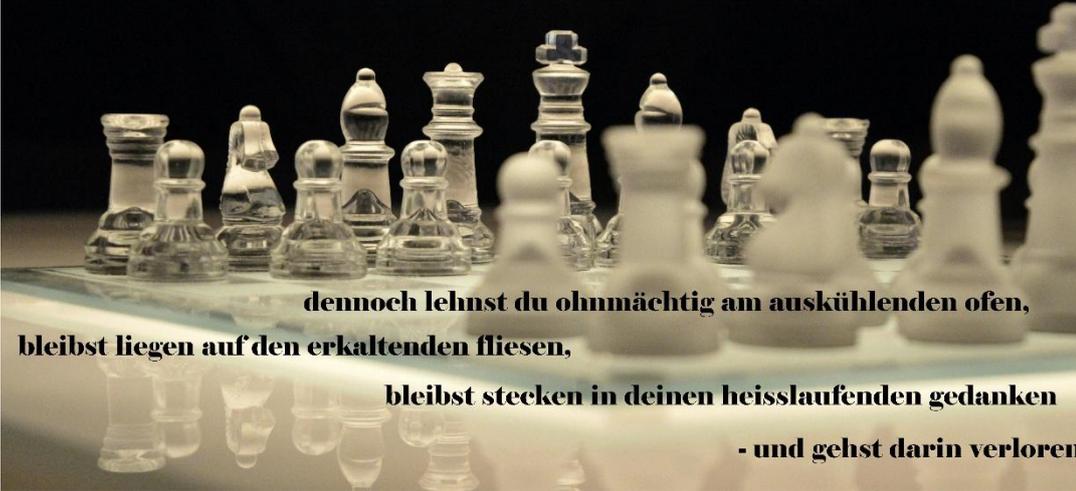
du wolltest das nicht - dich unter der lauwarmen sonne zu verlieren

stattdessen schatten werfen

**dennoch lehnst du ohnmächtig am auskühlenden ofen,
bleibst liegen auf den erkaltenden fliesen,**

bleibst stecken in deinen heisslaufenden gedanken

- und gehst darin verloren



Schorschi auf dem Schützenfest, Zenzi
speibt hinten ins Eck

alle gleich ordinär

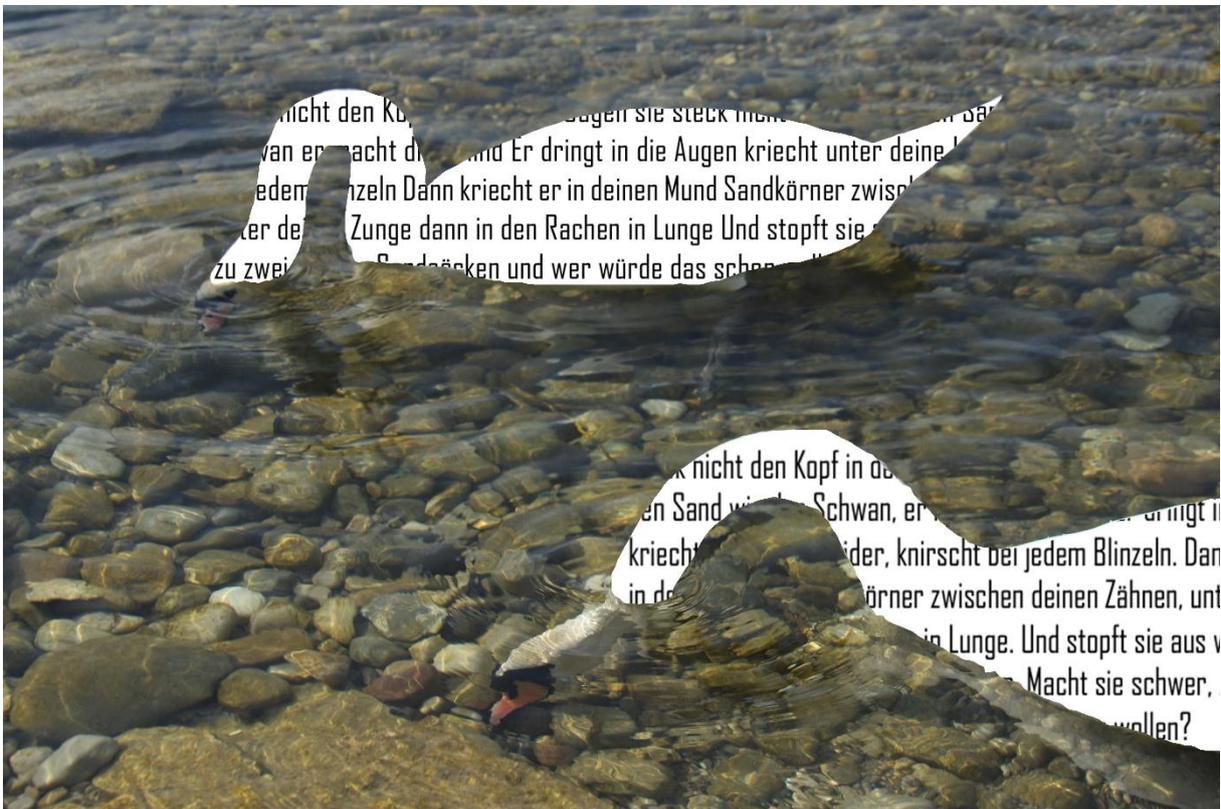
alle genau gleich reaktionär?

ist da nicht noch mehr?





Focus und Schärfe
Wie gehen wir durchs Leben
Löwenzahnregen







Antonia Draxler



Die Urheberrechte liegen bei den jeweiligen Autoren und Autorinnen. Kein Teil dieser Broschüre darf ohne vorherige ausdrückliche schriftliche Erlaubnis reproduziert, verbreitet, verkauft oder veröffentlicht werden. Für sämtliche in der vorliegenden Broschüre abgedruckten Texte sind die jeweiligen Autoren und Autorinnen verantwortlich. Die Herausgeber und Herausgeberinnen distanzieren sich von jeglicher darin geäußerten Meinung, sowie sämtliche darin geäußerten Meinungen nicht notwendigerweise von allen beinhalteten Autoren und Autorinnen vertreten werden.

Das Schreibzentrum der UB unterstützt Studierende und Promovierende bei ihren Schreibprojekten.

Egal ob Hausarbeit, Essay, Thesenpapier oder Dissertation: Ziel ist es, Kompetenzen des akademischen und professionellen Schreibens und Lesens zu stärken. Mit dem Kurs „Kreativ schreiben!“ – erfunden und mit jedem Semester weiterentwickelt von Dr. Daniel Graziadei, Carina Eckl und Tabea Hawkins – geht das Schreibzentrum über sein übliches Programm hinaus und bietet 12 ausgewählten Studierenden die Möglichkeit mit verschiedenen Dozierenden diverse Aspekte des kreativen Schreibens auszuprobieren und zu üben.

Schreiben darf Spaß machen und Freude bereiten! Der Kurs „Kreativ schreiben!“ möchte praktische Erfahrung im kreativen Schreiben und im Feilen am Geschriebenen bieten. Die Referierenden des Kurses sind Autoren und Autorinnen und Schreibtrainerinnen. Im Sommersemester 2025 führte „Kreativ schreiben!“ die Teilnehmenden von einem methodischen Werkzeugkasten über die schreibende Selbsterfahrung, dem Schreiben zu und über Musik, einen Poetry-Slam Text, dem entwickeln literarischer Figuren, dem Schreiben eines kreativen Essays und Sprachübungen bis hin zum Höhepunkt des Kurses: einer eigenen Lesung, bei der die Teilnehmenden jeweils mindestens einen im Kurs entwickelten Text vortrugen.

<https://www.schreibzentrum.fak13.uni-muenchen.de/index.html>